

Reinhard Kleber: Überall Gewalt und Zynismus

Beitrag aus Heft »2000/02: 50 Jahre JFF - 50 Jahre Medienpädagogik«

Propaganda und Dokumentation

„Nato Killers“ steht in Großbuchstaben auf einer Mauer in Belgrad. Die bittere Anklage ist symptomatisch für die Geisteshaltung vieler befragter Jugoslawen in dem österreichischen Dokumentarfilm „The Punishment“ des Filmemachers Goran Rebic, der aus der Vojvodina stammt und in Wien lebt. In Interviews und impressionistischen Stadtbildern schildert er Stimmungslage und Lebensbedingungen der Bewohner Belgrads von der Zeit gleich nach dem Nato-Bombardement bis zur Milleniumsfeier am 31. Dezember 1999. Der Film lief auf der diesjährigen Berlinale im Forum-Programm, ist aber nicht der einzige Film, der sich gleichsam aus serbischer Perspektive mit dem Luftkrieg gegen Jugoslawien auseinandersetzt. Im Wettbewerb wurde der jugoslawisch-italienische Spielfilm „Nebeska Udica“ (Sky Hook) von Ljubisa Samardzic gezeigt, der die unmittelbaren physischen und psychischen Folgen des Bombenkrieges auf die Zivilbevölkerung in Belgrad zeigt.

In seinem Regiedebüt beschreibt der 1936 geborene Samardzic, der in seiner Heimat ein Schauspielstar ist und etwa auch in Rebics erstem Spielfilm „Jugofilm“ zu sehen war, wie einige Einwohner Belgrads im Mai 1999 versuchen, mit den nächtlichen Luftangriffen fertig zu werden. Manche flüchten sich in Alkohol oder Drogen, andere tun so, als gäbe es keine Bomben, wieder andere leiden unter Angstzuständen. Ein traumatisierter kleiner Junge hat die Sprache verloren, seine Mutter möchte mit ihm nach Italien ausreisen. Um wenigstens ein bißchen Normalität aufkommen zu lassen, schlägt ein ehemaliger Baseballspieler seinen Kumpels vor, ein zerbombtes Sportfeld wieder aufzubauen.

Beiden Filmen ist gemeinsam, dass sich die meisten Belgrader Bürger als ohnmächtige Opfer unerbittlicher westlicher Aggressoren darstellen. Die Tatsache, dass das Milosevic-Regime in zehn Jahren vier Kriege angezettelt und verloren hat, wird allenfalls gestreift. Samardzic erwähnt denn auch die Gründe für das militärische Einschreiten des Westens nie. Stattdessen verzichtet ein neureicher Schieber großzügig darauf, die Prämie einer Wette einzufordern, die er dem Nato-Bombardement verdankt: „Ich wollte nicht mit Hilfe der Mörderbande da oben gewinnen!“ Auf der anderen Seite zeigt „Nebeska Udica“, der in Berlin von vielen westlichen Kritikern als Propagandafilm geschmäht wurde, die Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung. Sehr viel differenzierter kann der in Österreich lebende Rebic argumentieren. In seiner Dokumentation kommen vor allem Oppositionelle zu Wort, Dramatiker, Wissenschaftler, Menschenrechtler und Kriegsteilnehmer. Auch sie klagen über die Ungerechtigkeit der Nato-Angriffe und fühlen sich vom Westen kollektiv bestraft, ja, zurückgeworfen ins wirtschaftliche Chaos und in politische Lethargie. „Einen Film über das andere Serbien“ wollte Rebic drehen, „fern der Einheitsberichterstattung, die gern von Individuen absieht, um den Blick auf Massen, Massaker und Blut zu richten.“ Es sei ihm gerade darum gegangen, jene Leute zu Wort kommen zu lassen, die sonst keinen Platz in den TV-Berichten haben - Serben, die gegen das Milosevic-Regime sind, aber die die Strategie der Nato nicht akzeptieren. Rebic gelingen eindrucksvolle Szenen in einer Schule, in der Schülerinnen und Schüler über ihre Eindrücke und Erlebnisse berichten. Abgesehen von der verbreiteten Festungsmentalität tritt jedoch hier und in anderen Statements eine Flucht vor der Verantwortung für die Verbrechen zu Tage, die im serbischen Namen etwa im Kosovo begangen wurden.

Informationen nur für Festivalgäste

Einen Einblick in das jugoslawische Filmschaffen jenseits der Tagesaktualität vermittelte einige Wochen vor der Berlinale das Filmfestival „Max Ophüls-Preis“ in Saarbrücken mit seiner Reihe „Blick über die Grenzen“. Die acht ausgewählten Spielfilme, zwischen 1993 und 1999 entstanden, sollten seltene „Einblicke in die filmische Aufarbeitung der folgenschweren Ereignisse auf dem Balkan und die Befindlichkeit der Kulturschaffenden eines zerschlagenen Landes“ geben (Festivalleiterin Christel Drawer).

Die Saarbrücker Bestandsaufnahme ist allein schon deshalb wichtig, weil kaum einmal eine Produktion aus Ex-Jugoslawien einen deutschen Verleih findet. Ausnahmen wie zuletzt die slowenische Grotteske „Express, Express“ oder die Filme von Emir Kusturica bilden nur die berühmten Ausnahmen von der Regel. Dabei stellte die marode serbische Filmindustrie auch in den vergangenen Jahren fünf bis acht Filme pro Jahr her. Vor allem eine Gemeinsamkeit sprang bei der Auswahl des Ophüls-Festivals gleich ins Auge: Fast überall Morde, Schießereien, Kämpfe und andere Gewalttaten. Das Phänomen Krieg ist allgegenwärtig, und sei es in Reminiszenzen an die antifaschistische Tradition des kommunistischen Partisanenfilms. Symptomatisch für die latente bis offene Brutalität in der serbischen Gesellschaft ist eine Schlüsselszene in „Wheels“ von Djordje Milosavljevic, einer Kombination aus kafkaesker Parabel und US-Krimis der Schwarzen Serie. Als der Student Nemanja in einem Motel mit einem Serienkiller verwechselt und von einem lynchgerigen Mob zum Tode verurteilt wird, dreht er den Spieß um und läßt die Motलगäste ihre Taschen leeren. Das frappierende Resultat: Jeder Bürger, auch der harmlos aussehende, trägt mindestens eine Schusswaffe.

Ein weiteres Charakteristikum prägt den jugoslawischen Nachwuchsfilm, die frappierende Kombination von bitterem Sarkasmus und unbeugsamem Überlebenswillen. Wie die beiden Seiten einer Medaille kommen sie immer zusammen vor. So etwa in dem ästhetisch ausgereiftesten Beitrag: „Das Pulverfaß“ von Goran Paskaljevic. Die absurde Untergangsballade über verzweifelte Menschen auf den wilden Straßen Belgrads, auf etlichen internationalen Festivals gewürdigt, wartet immer noch auf einen deutschen Verleiher.

Kulturpolitische Ventilfunktion?

Beschränkt sich die Sektion sonst auf den Nachwuchs, so machte man dieses Mal mit den jüngsten Arbeiten der 'Altmeister' Paskaljevic (Jahrgang 1947) und Zilnik (Jahrgang 1942) zwei Ausnahmen. Zilniks „Wanderlust“ erzählt vordergründig die Odyssee eines Arbeiters, der aus Italien nach Istrien heimkehrt und auf der Suche nach der Frau für's Leben durch mehrere Balkanländer irrt. Der einstige Dissident Zilnik, der in den neunziger Jahren Antikriegsdokumentationen für den unabhängigen Belgrader Radio- und TV-Sender B 92 drehte, bleibt seiner Linie treu. Im Schelmengewand kritisiert er nicht nur die Korruption und die Jagd nach der schnellen Mark, sondern läßt auch einen Serben auftreten, der lieber Italienisch als seine Muttersprache spricht: Er schämt sich für die Schlächterei in Serbien. Mirjana Vukomanovic skizziert in ihrem Debütfilm „Tri letnja dana“ (Three Summerdays) die skrupellose Ausbeutung von Kriegsflüchtlingsen und anderen Deklassierten durch eine krakenhafte Unterwelt-Herrin so treffend, dass sich die Anspielung auf die Ehefrau des Slobodan Milosevic kaum übersehen läßt.

Mit desillusionierender Härte zeigt die 1967 geborene Regisseurin, übrigens die einzige Frau unter den ausgewählten Filmemachern, welche gravierenden politischen und wirtschaftlichen Folgen der Bosnienkrieg für

das serbische Volk hat. Während das Milosevic-Regime in politischen Kernfragen mit Gegnern sehr rigide verfährt und in jüngster Zeit gerade gegen unabhängige oder oppositionelle Medien aggressiv vorgeht, gewähren die Zensoren dem fiktionalen Film anscheinend eine gewisse Freiheit

. Dass das jugoslawische Kino eine kulturpolitische Ventilfunktion erfüllt, darauf lassen gerade die Publikumserfolge einiger Filme schließen. So avancierte das „Pulverfaß“ trotz heftiger Attacken der staatlich gelenkten Belgrader Presse und eines regimekritischen Interviews des Regisseurs in einer italienischen Zeitung zum erfolgreichsten jugoslawischen Film der vergangenen Jahre. Und 1996 überflügelten die blutige Soldatentragedie „Pretty Village, Pretty Flames“ von Srđan Dragojević und das defätistische Melodram „Premeditated Murder“ von Gorcin Stojanović an den jugoslawischen Kinokassen sogar die US-Blockbuster „Mission Impossible“ und „Independence Day“. „Wir leben seit zehn Jahren in einer Kriegspsychose“, konstatierte im März 2000 Momčilo Perišić, ehemaliger Generalstabschef und jetzt der Anführer der oppositionellen Bewegung für ein demokratisches Serbien.

Dass angesichts der anhaltenden und tiefgreifenden innenpolitischen und ökonomischen Krise vielen Serben nicht nach Lachen zumute ist, lässt sich denken. Dennoch hat sich der erfahrene Schauspieler und Drehbuchautor Lazar Ristovski (Jahrgang 1952) mit „The White Suit“ an eine Burleske gewagt. In seinem Regiedebüt erzählt er von dem verträumten und ledigen Unteroffizier Savo, der von seinem Bruder Vuko die traurige Nachricht erhält, die Mutter sei gestorben. Zum Begräbnis solle er bitte den weißen Anzug mitbringen. Savo begibt sich auf die lange Heimreise und verliebt sich unterwegs in die Striptease-Tänzerin Carmen, die jedoch ebenso wie ihr Zuhälter erschossen wird. Zu Hause stellt Savo fest, dass die Mutter noch lebt und Vuko sich alles nur ausgedacht hat, um an den weißen Anzug heranzukommen. Mit dem will er nämlich in den Westen abhauen. Ristovskis geradezu surrealistische Tragikomödie schlägt mit ihrer drastischen Metaphorik und überbordenden Phantasie gleichsam die Brücke zu den Filmen eines Emir Kusturica, der seit langem im Westen lebt. Insofern wundert es nicht, dass „The White Suit“ von Jugoslawien für den fremdsprachigen Oscar eingereicht wurde.